

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 16 (1926)

**Heft:** 29

**Rubrik:** Aus der politischen Woche

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

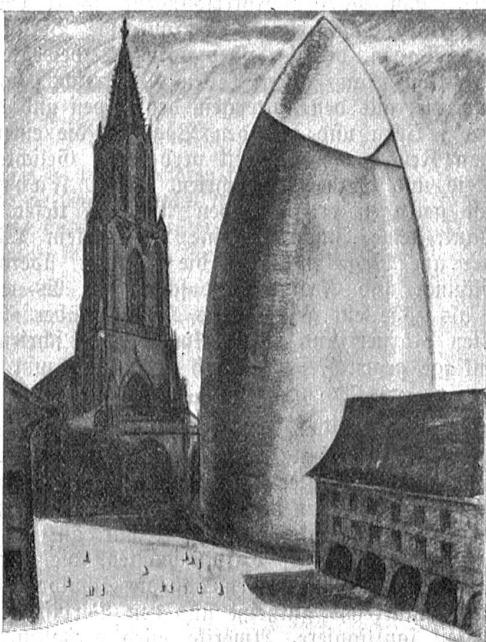
#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

der im Fasse zurückbleibt, um von hier aus seine verderbliche Wirksamkeit zu beginnen. Anders, wenn man durch Sterilisation den Hefepilz im Fass abtötet. Da bleibt der



Der Zuckerstock neben dem Berner Münster veranschaulicht die Zuckermenge, die heute durch die Gärung und die Destillation verloren geht.

Zucker dem Most und damit dem Volke ein hochwertiges Nahrungsmittel erhalten. Die Menge von Zucker, die heute durch die Gärung und das Brennen von Obstsaft unserer Volksernährung verloren geht, ist in dem riesigen Zuckerstock neben dem Berner Münster (vergl. Abb. S. 457) veranschaulicht.

Der Süßmostverbrauch hat in letzter Zeit mächtig zugenommen. Man hat heute Sterilisationsverfahren, die dem Süßmost den frischen Geschmack erhalten und die den Liter Fruchtsaft, wie er von der Presse kommt, nur um wenige Rappen verteuern. Der Süßmost ist das Volksgetränk der Zukunft. Es fehlen ihm die Nachteile anderer alkoholfreier Getränke.

Den Konsum von Süßmost fördern, heißt die alkoholfreie Obstverwertung unterstützen, heißt, die erstreute Alkoholrevision möglich machen. Denn dem Großteil der Bauernschaft ist es nicht um die Erhaltung des Schnapses schlechtweg zu tun, sondern um die gewinnbringende Verwertung seines Obstes.

Es gibt zweifellos noch andere Methoden der alkoholfreien Obstverwertung, die unterstützt werden sollten: der Konsum von Frischobst (billigere Frachten), das Dörren des Obstes, das Konservieren, das Einkochen zu Konfitüre und Sirupen. Und zwar sollten die Einrichtungen zur fabrikmäßigen Herstellung von billiger Konfitüre und billigen Fruchtsäften staatlich gefördert werden. Die ganze Volksernährung muß möglichst alkoholfrei gestaltet werden. Die Alkoholverwaltung sollte sich auf dieses Ziel einstellen. Der fiskalische Zweck würde auf dem direkteren Weg über die Volksgesundheit besser erreicht als auf dem Umweg über den Schnapsverkauf, der ja zunächst zu den hohen Soziallasten führt, zu deren Bekämpfung dann wieder die Alkoholeinnahmen dienen sollen. Es ist der reinste Circulus vitiosus, den die heutige Alkoholgesetzgebung in Szene setzt: sie verläuft dem Volk Schnaps — heute billiger als die einheimischen Brenner dies tun können —, um die schlimmen Folgen dieses Schnapses bekämpfen zu können; das Ausgabebudget bedingt wieder das Einnahmebudget und dieses wieder das Ausgabebudget und so fort ad infinitum. Um diesen Widersinn zu lösen, muß heute jeder einsichtige Volksfreund mithelfen, den Brennhafen aus dem Bauernhaushalt zu ent-

fernen. Er muß sich damit abfinden, daß sein Gläschen Kirch etwas teurer wird. Die indirekte Steuer, die er hier zahlt, verringert die Armensteuer. Er muß mithelfen bei der Förderung der alkoholfreien Obstverwertung. Er muß seine Kinder und die heranwachsende Jugend Süßmost trinken lassen, muß in seinem Haushalt vermehrt frisches Obst und einheimische Konfitüre gebrauchen. Er wird dann aber auch nicht daheim am Ofen sitzen bleiben dürfen, wenn es gilt, einer so gemeinten Alkoholreform an der Urne verwirklichen zu verhelfen.

## Aus der politischen Woche.

### Die schweizerisch-italienische Verständigung.

Seit dem Zwischenfall in Genf, da italienische Faschisten eine Matteotti-Feier störten, hat sich so etwas wie eine Spannung zwischen Italien und der Schweiz eingestellt. Der „Secolo“, ehemals liberal, heute ganz fascistisch orientiert, hatte schon zur Genfer Angelegenheit einen wenig freundlichen Ton angeschlagen. Er hatte durch einen prominenten Politiker, den ehemaligen Ministerpräsidenten Salandra, uns eine Letktion darüber erteilt, welche Grenzen die Demokratie gegenüber Italien beachten müsse.

Nun hat dasselbe Blatt plötzlich ein neues Thema aufgegriffen. Es behauptet, wir ließen das Tessin sorglos germanisieren, d. h. ließen es geschehen, daß Deutsche am Langensee und Lagonersee sich Villen und Grundstücke anlaufen und sich breit machen; dies offenbar zu dem Zwecke, hier strategische Stützpunkte in einem künftigen Revanchekriege vorzubereiten. Auf eine erste Zurückweisung dieser lächerlichen Hypothese durch die schweizerische Presse rückte das italienische Blatt mit Zahlen und Namen auf. Sie sollten beweisen, daß wirklich die Gefahr der Germanisierung des Kantons Tessin bestehe. Von den im vergangenen Jahre getätigten Grundstückankäufen fielen 90 Prozent auf Reichsdeutsche; es seien die und die Mitglieder der Hohenzollernfamilie unter den Kaufern; auch der Ex-Kronprinz und der Ex-Kaiser hätten beide die Absicht, sich im Tessin dauernd niederzulassen. Das könne Italien unmöglich geschehen lassen; denn es könne einem Hausbesitzer nicht gleichgültig sein, wenn der Nachbar jenseits des Gartenzaunes eine „Raubtierzüchterei“ einrichte. Diese wahrhaft kindliche Supposition wurde vom „Bund“ mit dem Hinweis auf die alte Fabel vom Wolf und Lämmlein zurüdgewiesen; auch der Wolf habe nicht eher sein Sicherheitsgefühl finden können, als bis er das Lämmlein verschlungen hatte; die Hohenzoller müßten doch erst wieder ein Land und ein Heer haben, bevor sie Italien gefährlich werden könnten.

Nun glaubt die italienische Regierung durch eine offiziöse Rundgebung der zwecklosen und unerquicklichen Debatte ein Ende machen zu müssen. Sie schickt uns eine Note, worin sie auf die freundschaftlichen Gefühle ihres Chefs gegen die Schweiz und dessen wiederholten Erklärungen sicherer Freundschaft hinweist. Im übrigen hält sie daran fest, daß ihr die Güterläufe der Reichsdeutschen im Kanton Tessin und „auf dem die oberitalienischen Seen beherrschenden Hügel“ nicht gleichgültig seien; in der „sorgfältigen Wachsamkeit an der Grenze“ liege „der klare Beweis, daß Italien vor allem wünscht, daß nie eine Störung der guten Beziehungen zwischen Italien und der Schweiz vorkomme“.

Die italienische Note wirkt nicht recht befriedigend. Gerne vernehmen wir die erneute Versicherung, daß das fascistische Italien keine Störung seiner guten Beziehungen mit der Schweiz wünscht. Aber wir können diese übertrieben „sorgfältige Wachsamkeit“ Italiens an der Tessiner Grenze nicht als notwendig und nützlich anerkennen. Und sollte die Wachsamkeit der Italiener gar Sicherungsmaßnahmen, wie strategische Bauten u. a. an unserer Grenze zur Folge haben, dann würde sich der Zweck der italienischen Preßpolemik klar enthüllen: die Germanenfurcht ist Vorwand zur Einleitung eines Angriffes auf unseren Tessin.

Wir glauben nicht, daß die Faschisten im Ernst diesen Angriff beabsichtigen. Es ist der Vorstoß kaum mehr als eines der Manöver, die die italienische Öffentlichkeit von den inneren Angelegenheiten ablenken soll. Das italienische Volk hat keine innere Politik mehr zu treiben; die Probleme sind dort gelöst; sogar die sozialen, an denen sich die andern Völker stark studieren. Und etwas muß die öffentliche Meinung doch zu diskutieren haben. Also man verschafft ihr jeden Monat eine neue außenpolitische Sensation, irgend eine Gefahr, eine Bedrohung, die abgewendet werden muß, und sei es auch bloß durch eine diplomatische Note. Dies ist immerhin eine Gelegenheit, dem Ausland das starke stolze Nationalbewußtsein zu zeigen und mit dem Finger oder auch nur mit einem Blick über die Achsel zurück auf das starke Heer, die herrliche Marine, die glorreiche Luftflotte u. hinzuweisen. So war die Tripolisfahrt und war die Tunis-Marokko-Abessinien-Angelegenheit gemeint. Wir haben früher schon auf das Wilhelmsthalische Vorbild hingewiesen. Es ist zu hoffen, daß Mussolini und daß das fascistische Italien sich rechtzeitig genug dieser fatalen Kongruenz bewußt werden, auf daß nicht eines Tages das italienische Schicksalsrad in Schwung komme und die Konsequenz des heutigen Verhaltens sich zum Unglück der Welt an unserem sympathischen Nachbarvolke erfülle.

### Frankreich und Amerika.

Caillaux hat in der Kammer ein schwaches Mehr von 22 Stimmen erhalten; dies nach erregten, aber von Sachlichkeit und Ernst getragenen Böten gegen seinen Finanzplan, insbesondere gegen das Bérenger-Mellon-Abkommen. Der Widerstand gegen neue indirekte Steuern und gegen Stabilisierung mit fremder Hilfe ist nach wie vor stark in der Kammer. Mit Sarkasmus weist die Oppositionspresse auf das auffällige Zusammentreffen der Kammerdebatten über das Schuldenabkommen mit dem Massenbesuch von 200 amerikanischen Bankiers in Paris hin. „Die Schakale wittern einen Kranen. Sie legen sich auf die Lauer.“ So soll sich ein hoher Beamter geäußert haben. Mit andern Worten: die amerikanischen Finanzleute glauben, daß die Kammer das Bérenger-Mellon-Abkommen ratifizieren wird und daß Frankreich dann ein Stabilisierungsanleihe aufnehmen wird, für welchen Fall jedes dieser amerikanischen Bankhäuser sich zuerst empfohlen und sich den besten Platz am Dividenden-topf gesichert haben möchte.

Die Bankiers zeichnen sich für gewöhnlich durch eine schier untrügliche Spürnase in politischen Dingen aus; das macht: sie wissen, daß die Politiker nur das durchführen können, was die Macht will, und diese Macht liegt beim Geld. Aber in diesem französischen Falle könnten sie doch genötigt sein, länger als beabsichtigt in den Pariser Hotels die bestzahlenden Gäste zu sein. Denn das französische Volk scheint zu wissen, worum es geht; es wehrt sich mit Händen und Füßen gegen die Schuldenverklärung, die Frankreich auf die Stufe der politischen Bedeutungslosigkeit herunterdrücken würde, auf der Deutschland sitzt. In der Kammer ruft die Linke — am eindrucksvollsten tat dies Bojanowski in seiner glänzenden Rede — wieder energisch nach der Vermögensabgabe; das französische Volk müsse zuerst einen Versuch machen, aus eigener Kraft herauszukommen aus dem Schlammassel; erst dadurch werde es das Vertrauen der Welt wieder gewinnen. Diese Logik ist zweifellos richtig; denn erst muß das französische Volk sein Vertrauen zum eigenen Staate befunden, bevor andere Völker dieses Vertrauen haben können. Fremde Kredite sind für das heutige Frankreich zweifellos nur gegen drüdende Bedingungen erhältlich.

Ergreifend kam die Entschlossenheit des großen französischen Volkes, unabhängig bleiben zu wollen gegenüber Amerika, aber auch seine Angst vor dem Unabwendbaren zum Ausdruck in der großen Pariser Frontkämpferkundgebung vom letzten Sonntag. Ueber 10,000 ehemalige

Krieger haben am Sonntag morgen in einem Zug durch die Champs Elysée zum Etoile und von da zur Statue Washingtons gegen das Schuldenabkommen von Washington protestiert. Ein Pariser Korrespondent schreibt der „Nat. Ztg.“ folgende Schilderung: „Voraus die Verstümmelten in kleinen Wagen, die sie selber vorwärts bewegten, dann die Delegationen aus allen Teilen Frankreichs, von Lyon und Marseille, aus den Pyrenäen, den Alpen und der Bretagne, vom Jura und aus den Vogesen; die einen blind, andere an Krüden gehend, mit verbissenen Gesichtern, aus denen Leid und Entbehrung schrien. 3000 Fahnen auf Halbmast getragen erhöhten den Ausdruck tiefer Trauer. Kein Laut, keine Inschrift, keine Musik, kein Lied. Die Zuschauer am Wege entblößten die Häupter, überall hörte man Männer und Frauen laut schluchzen. Es war nicht anders, als zöge ein geschlagenes Heer vorüber. Die verstümmelten Körper und toten Augen aber schrien furchtbare Anklage gegen Friedensbruch und Krieg zum Himmel.“

An der Statue Washingtons wurde eine Marmortafel niedergelegt mit folgender Inschrift:

„Die Frontkämpfer Frankreichs an das amerikanische Volk. Ueber die Häupter der Diplomaten hinweg, abseits von allen Kombinationen der Politik und der Finanz wenden sich die Krieger Frankreichs unmittelbar an das amerikanische Volk. Nach den Enttäuschungen, die der Friede gebracht, können sie nicht dulden, daß die Schuldenbeschreibung den Ruin Frankreichs gutheiße und den Verlust seiner Unabhängigkeit sanctioniere. Amerika wird verstehen, daß die französischen Frontkämpfer offen und ohne Hintergedanken freundschaftlich bitten müssen, daß die Gesamtheit der Frage nochmals geprüft werde.“

Es ist zu bezweifeln, daß die amerikanische Regierung dies tun wird, bevor die Kammer in Paris sich für oder gegen das Abkommen entschieden hat. Das schwache Mehr, das Caillaux für sein reduziertes Programm ohne Schuldenabkommen erhalten hat, läßt vermuten, daß die Schwelle zur Stabilisierung so hoch und unberechenbar ist, daß Caillaux sie schwerlich, ohne zu stolpern, überschreiten wird.

— ch-

### Gedanken.

Von Walter Schweizer.

(Nachdruck verboten!)

Edle Menschen verschließen nicht selten die Pforten zu den blühenden Gefilden ihrer Seele. Weggenossen brandmarken sie als Egoisten und wissen nicht, daß es tiefe Verzagtheit über die Rohheit der Masse ist, die sie zu den Einsiedlern macht.

\* \* \*

Du hast einen Wunderschlüssel zu den Dunkelkammern armer Menschenherzen. Schließe sie mit deiner Liebe auf!

\* \* \*

Ihr müßt nicht verdrossen in die Welt starren, wenn die Sonne nicht kommt. Auch Regentage haben ihre Melodie.

\* \* \*

Für manchen ist es ebenso schwer, die Wahrheit zu sagen, als ein Geheimnis nicht zu sagen.

\* \* \*

Jener, der in der Angst lebt, man könnte ihm zu nahe treten, der kann selbst nicht gut Distanz halten.

\* \* \*

Es gibt Menschen, in denen schaueln sich zwei Gedanken: „Nur nicht ausgebautet werden“ und „gut ausgebauten“.